

(Nachdruck verboten.)

Einer Mutter Sohn.

Roman von Clara Viebig.

Erstes Buch.

„Nur noch zehn — acht — sechs Tage! Auch das nicht mal?!“ Sie sagte es schmerzlich enttäuscht, er hatte verneinend den Kopf geschüttelt. Ihre Arme schlangen sich um seinen Hals: „Ich bitte Dich, nur noch fünf — vier — drei Tage! Warum denn nicht? Ich bitte Dich, die paar Tage — nur drei Tage noch!“ Sie feilschte förmlich um jeden Tag. „Ach, dann wenigstens zwei Tage noch!“

Sie schluchzte auf, ihre Arme lösten sich von seinem Hals — zwei Tage mußte er doch zugeben!

Ihre Stimme schnitt ihm durchs Herz; so hatte er sie noch nie bitten hören, aber er stemmte sich gegen die Nachgiebigkeit, die ihn beschleichen wollte: nur keine Sentimentalität! Es war besser, hier rasch aufzubrechen, viel besser für sie!

„Wir reisen morgen!“

Und als sie ihn ansah mit weitgeöffneten, schreckensstarrten Augen, tief erbleicht, da entfuhr es ihm, ohne daß er es sagen wollte, herausgelockt von einer Bitterkeit, deren er nicht mehr Meister wurde: „Sie sind ja doch nicht Dein!“

2.

Und sie reisten ab. Aber es war, als sei mit der smaragdgrünen Alpenmatte, auf der sie die lieblichen Kinder gemalt hatte, der Frau auch jede Freudigkeit entschwunden. Da war wieder ganz der alte nervöse Zug in ihrem Gesicht, die Mundwinkel senkten sich ein wenig abwärts, und sie war leicht geneigt, zu weinen. Mit einer förmlichen Angst beobachtete Schlieben seine Frau: ach, war denn nun wirklich alles umsonst gewesen, das Aufgeben seiner Tätigkeit, dieses ganze lange, spannende, planlose Herumreisen?! Hatte die alte, trübe Stimmung sie wieder gepackt?!

Wenn er sie so lässig dastehen sah, die Hände unbeschäftigt im Schoß, überkam es ihn wie Wut: warum tat sie nichts, warum malte sie denn nicht? Es brauchte doch nicht gerade auf jener verwünschten Alpenwiese zu sein! War es denn nicht auch hier schön?!

Sie hatten sich im Schwarzwald niedergelassen; aber von Tag zu Tag hoffte er vergebens, daß eines der grünen, stillen Waldtäler sie reizen würde, ihre Malsachen hervorzufuchen, oder eins der bräunlichen Schwarzwaldmädchen mit dem Kirschenhut und dem riesigen, roten Regenschirm, wie Bautier sie gemalt hat. Sie hatte keine Lust, ordentlich eine Art Scheu, den Pinsel wieder anzufassen.

Er machte sich im geheimen bittere Vorwürfe: wäre es nicht besser gewesen, ihr die Freude zu lassen, nicht dazwischen zu fahren?! Und doch — einmal hätte die Sache doch ein Ende nehmen müssen, und je länger sie angedauert hätte, desto schwerer wäre die Trennung gewesen! Das stand nun fest, mit dem Spätherbst wollten sie wieder nach Berlin heimkehren. Er hielt es beim besten Willen nicht länger so mehr aus; des Umherziehens von Hotel zu Hotel, des Bummelns durch die Welt, das keine andere Frucht zeitigte, als ab und zu mal ein kleines Feuilletton, eine Reiseplauderei über ein noch weniger bekanntes Stückchen Erde, war er herzlich müde. Er sehnte sich wieder nach einer eigenen Häuslichkeit, verlangte brennend nach der geschäftlichen Tätigkeit, die, solange er darinnen war, ihm oft als eine Fessel und so nüchtern gedeutet hatte. Aber Käte — — —! Wenn er daran dachte, daß sie nun wieder viele Stunden einsam zu Hause verbringen würde, sich ganz auf sich und Lektüre beschränkend, denn, überensitiv, wie sie war, fand sie wenig Gefallen am Umgang mit anderen Frauen, dann überkam ihn Hoffnungslosigkeit. Da würden wieder dieselben trüben Augen sein, dieses gleiche, melancholische Lächeln, die alten gereizten Stimmungen, unter denen das Haus litt, sie selber am meisten.

Und er betrachtete sich selber wie anklagend; er ging sein ganzes Leben zurück: hatte er etwas verbrochen, daß ihm kein Sohn beschieden war, keine Tochter?! Ja, wenn Käte ein Kind hätte, dann wäre alles gut, sie wäre vollauf beschäftigt, ausgefüllt durch dieses Wesen, um das sich Elternliebe, hoff-

nungsvoll und hoffnungsberechtigt, in ewig erneuertem Kreise dreht!

Beide Eheleute quälten sich, denn der Frau Gedankenwanderungen endeten erst recht immer an diesem einen Punkte. Jetzt, nachdem sie von jenen lieben Kindern geschieden worden war, von diesem, ach, viel zu kurzen Sommerglück, schien es ihr erst ganz klar geworden zu sein, was sie entbehrte — hatte es nicht vorher nur wie eine schmerzliche Ahnung auf ihr gelastet?! Aber jetzt, jetzt war die grausam deutliche Gewißheit da, alles, was man sonst in der Welt „Glück“ nennt, ist nichts gegen den Kuß eines Kindes, gegen sein Lächeln, sein Schmiegen in der Mutter Schoß!

Sie hatte die Kinder auf der Matte beim Kommen und Gehen immer zärtlich geküßt, nun sehnte sie sich nach diesen Küffen. Ihres Mannes Kuß ersetzte ihr diese nicht; sie war nun bald fünfzehn Jahre verheiratet, der Kuß war keine Sensation mehr, er war zu einer Gewohnheit geworden. Aber der Kuß von Kinderlippen, die so frisch, so unberührt, so süßen und doch so zutraulich sind, der war ihr etwas ganz Neues gewesen, etwas unendlich Süßes. Ein Glücksgefühl hatte ihre Seele dabei durchrieselt, zugleich mit dem ganz physischen Behagen, ihren Mund in diese duftigweichen und doch so prallen Wangen versenken zu können, die von Gesundheit und Jugend flaumig behautet waren wie die Wäddchen eines Pfirsichs. Immer wieder irrte ihre Sehnsucht zu der Alpenmatte zurück; und diese ihre ungestillte Sehnsucht vergrößerte das Erlebnis, umgab die Gestalten, die so glücklich in ihrem Leben aufgetaucht waren, mit dem ganzen Glorionschein zärtlicher Erinnerung. Ihre unbeschäftigten Gedanken spannen lange Fäden. Wie sie sich nach den Kleinen sehnte, so würden die sich auch nach ihr sehnen, weinend würden sie über die Matte irren, und das reiche Geldgeschenk, das sie für jedes von ihnen beim Wirt des Hotels hinterlassen — hatte sie doch fortgemußt, ohne ihnen Adieu zu sagen —, würde sie nicht trösten; vor der Tür würden sie stehen und nach den Fenstern hinaufpäusen, aus denen ihre Freundin ihnen so oft gewinkt hatte. Nein, das konnte sie Paul nicht verzeihen, daß er so wenig Verständnis gezeigt hatte für ihr Empfinden.

Der Aufenthalt im Schwarzwald, dessen sametige Wiesenhänge zu sehr an die Matten der Schweiz erinnerten, von dessen Aussichtspunkten man an hellen Tagen zur Alpenfette hinüberblicken konnte, wurde beiden Schliebens zur Qual. Es trieb sie fort; die dunklen Tannen, dieser grüne, tiefe Wald wurde ihnen zu eintönig. Sollten sie es nicht einmal mit einem Seebad versuchen? Das Meer ist alle Tage neu. Und die Saison für die See war auch da; schon wehte der Wind über Stoppelfelder, als sie in die Ebene hinabfuhr.

Sie wählten ein belgisches Seebad, eines, in dem man Toilette macht und ein ganz internationales Publikum täglich etwas Neues zu sehen bietet. Sie empfanden es beide: viel zu lange waren sie in stillen Gebirgsheimlichkeiten gewesen!

An den ersten Tagen machte ihnen das bunte Treiben Spaß, aber dann waren sie, zwischen die sich in letzter Zeit etwas wie eine trennende Wand hatte schieben wollen, beide plötzlich ganz einig: hier dieses Auf und Ab von Männern, die Gesen gleichen, von Frauen, die, wenn sie der Demimonde nicht angehörten, dieselbe doch mit Erfolg kopierten, war nichts für sie! Nur fort!

Schlieben machte den Vorschlag, jetzt endgültig die Reise aufzugeben und schon etwas früher nach Berlin zurückzukehren, aber davon wollte Käte doch nichts wissen. In ihr war eine geheime Angst vor Berlin — ach, wieder in die alten Verhältnisse zurückkehren?! Sie hatte sich bis jetzt gar nicht gefragt, was sie eigentlich von dieser langen Reisezeit erhofft hatte; aber sie hatte etwa erhofft — ja! Was —?!

Ach, nun würde sie wieder ganz allein sein und nichts, nichts war da, was sie ganz erfüllte!

Nein, sie war noch nicht imstande, nach Berlin zurückzukehren! Sie sagte ihrem Manne, daß sie sich noch erholungsbedürftig fühle — gewiß war sie bleichsüchtig, blutarm! Längst hätte sie Schwalbach, Franzensbad, irgend ein Stahlbad besuchen sollen — wer weiß, vielleicht wäre dann manches anders!

Er war nicht ungeduldig, wenigstens zeigte er es ihr nicht — denn ein tiefes Mitleid mit ihr begann in ihm zu wachsen.

Natürlich sollte sie in ein Stahlbad; man hätte das längst versuchen sollen, versuchen müssen!

Der belgische Arzt schickte sie nach dem berühmten Spaa. Goffnungsvoll kamen sie dort an. Bei ihr war die Goffnung ganz echt. „Du sollst sehen,“ sagte sie heiterer zu ihrem Mann, „hier wird mir's gut tun. Ich habe so ein unbestimmtes Gefühl — nein, eigentlich das ganz bestimmte Gefühl, daß uns hier etwas Gutes widerfährt!“

Auch er hoffte; er zwang sich dazu, zu hoffen, ihr zuliebe. O, und es wäre ja schon genug, der Erfüllung genug, wenn die Eigenart der Landschaft ihr so viel Interesse abgöwänne, daß sie die gänzlich vernachlässigte Malerei wieder aufnahm! Wie froh würde er schon darüber sein! Wenn sich der frühere Eifer zur Kunst wieder einstellte, so war das tausendmal heilbringender, als die stärkste Eisenquelle Spaas.

Die Heide blühte, all die weiten Flächen des Hochlandes waren rot, in Purpur versank die purpurne Sonne.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

2)

Martin Sölich.

Erzählung von Nikolaus Krauß.

Er bog um den Schuppen und Feuerle nach dem anderen Brennofen. Um ihn herum standen Haufen frischgebrannter Ziegel. Da und dort. Damit die Wagen leichter heran und umkehren konnten, ehe sie beladen wurden. Der Ziegelstau flog durch die Luft, der Boden, auf dem eine tiefe Räderspur über die andere lief, war rot von ihm. Abtrager und Auflader, Wagen und Pferde waren mit ihm überhäuft. Die Fuhrleute schrien, die Wagen trachten beim kurzen Wenden, Ziegelhaufen an die eine Weichsel stieß, fielen polternd ein, an den Kummerten der bäumenden Pferde wirren die Messingfäden.

Als Sölich herantrat, kam von einem Wagen her, der noch nicht beladen wurde, ein junger Mensch. Blondes Gelock quoll ihm unter dem ganz verschwitzten Hütlein bis tief in die Stirn herab, über dem vollen Gesicht lag ein sanftes Lächeln. Er ging nicht so steif und edig wie die anderen.

„Ah, der Lenz!“ sagte der Bauer freundlich und klopfte dem Jungen, der so groß war wie er, auf die Schulter. „Na, Dein Schnurrer wächst aber!“

Als er die Verlegenheit des anderen sah, meinte er begütigend: „Ach, geh! Wist ja in den Jahren! Und die Mädel heutzutag haben es gern, wenn einer etwas unter der Nase hat. . . . Ja so! Mit fünf Gespannen fahrt Ihr? . . . Schon den ganzen Tag?“

„Ja! . . . Mit den Rappen ist der Vater früh in die Stadt.“ Im Gesicht des Bauern zuckte es. Die Lippen preßten sich zusammen, daß der Mund wie mit dem Messer geschnitten erschien. Aber er sagte nichts.

„Der Vater läßt sagen, Ihr sollt heute ins Wirtshaus kommen, zur Kropfner Marie.“

„Wann?“

„Er ist schon dort.“

Der Wagen des Jungen war an der Reihe. Er ging zurück und half beim Ausladen.

Sölich sah ihn nach.

„Ackerbauerschüler, und jetzt Pferdeknecht! . . . Und er kutschiert in der Welt herum und lebt wie ein Herr!“ — — —

An der Straße standen einige weißgetünchte Häuschen. Die hatte der Bauer nach und nach, wenn ihm einmal Ziegel übrig geblieben waren, von einem Dorfmaurer zusammenbauen lassen und Herbingsteute hineingenommen. So hatte er, wenn es nötig war, immer billige Aushilfe, auf den Feldern, in den Ziegelhütten.

Das letzte Haus nach dem Dorfe zu war etwas stattlicher, mit einem Erker nach der Straße. In allen Fenstern standen Blumen, über den Jaun hingen in einer Reihe die golden flammenden Scheiben der Sonnenblume, die Jaunsteden verschwandten schier unter der bunten Last der kletternden Winde und Kresse. Auf dem Dache, im Garten klapperten kleine Windmühlen. Spielereien zum Teil: zwei Männer sägten ewig an einem Blode, eine Längerin drehte sich im Kreise, so lange der Wind ging. Andere waren durch kleine Hebewerke mit dem Brunnen verbunden und leisteten nuzbringende Arbeit. Neben dem Anbau, hinter dem Hause, hing auf hoher Stangenzimmerung das große Rad eines Windmotors.

In dem Hause wohnte der „Mechani“. Der alternde Schmiedegelle hatte keine rechte Arbeit mehr gefunden. Er bastelte zu viel. Ließ über'm Sinieren die Pflugscharen, die geschärft werden sollten, im Feuer verbrennen, sah nach Feierabend über Rechnungen und Büchern, versuchte jede neue landwirtschaftliche Maschine, die aufkam, nachzumachen. Die Meister wurden mißtrauisch und jeder ließ ihn bald wieder gehen.

Sölich war auf ihn aufmerksam geworden, damals, als er die große Dampfdruckmaschine gelaufen hatte und sie für Lohn bei den anderen Bauern herumfahdte. Einen Heizer hatte er bald gefunden. Aber mit den Reparaturen haperte es. Da mußte jedes-

mal einer aus der Stadt kommen; darüber bergingen Tage, die Bauern schimpften und einige redeten davon, es würde das Geschcidteste sein, wenn sie selber eine Maschine kauften.

Da versuchte es Sölich mit dem „Mechani“. Der machte es spielend. Sofort nahm ihn der Bauer in das Haus, richtete ihm eine Werkstat ein und verpflichtete ihn. Der Schmied hatte gleich darauf geheiratet. Jetzt hatte er die Stube voll Kinder, baute den Bauern der Niederung Windmotoren für die Wiesenbewässerung, erfand neue Heuwender und Kartoffelaußheber, war oft die ganze Woche draußen auf Arbeit. Und schon hatte er dem Bauer wissen lassen, wenn es ihm recht sei, würde er Haus und Garten lieber heut als morgen für einen „anständigen“ Preis kaufen.

Sölich ging über die Straße.

„Mechani!“

Der glasköpfige Mann, der aus einem Mohrrübenbeet Unkraut rief, richtete sich auf, trat an den Jaun und zwangte sein rotes Gesicht, das ein fahler, verfilzter Bart noch röter erscheinen ließ, zwischen zwei Sonnenblumen hindurch.

„Grüß Gott! Grüß Gott!“

„Auch so viel. . . . Ja. . . . Die Maschine hat schon wieder ihre Ruden. . . . An der Speisung fehlt's, haben sie heut' sagen lassen. . . . In Mühlgärten steht sie, beim Aufschl. Wennst morgen früh zeitig dort sein könntest. . . .“

„Kann ich. . . . Warum denn nicht?“

„Ich verlass' mich also. . . .“

„Aber selbstverständlich!“

Der Bauer nickte und tippte an die Mütze. Wo der Weg nach dem Dorfe abzweigte, bei den beiden halb eingesunkenen, verrosteten Steinkreuzen, blieb er stehen und wandte sich.

Der bayerische Wetterwinkel war rein. Ueber dem langgestreckten Hochwald bei Liebenstein stand die volle Sonne am klaren Himmel, die Strahlenbündel kamen von ihr her wie an einem Sommerabend.

In dem Bauer schoß ein Glücksgefühl auf, das Blut drang ihm ins Gesicht. Aber er preßte den Mund zusammen, nur die Augen glänzten. Da, vor ihm, sprang hochstämmiger Föhrenwald bis einige hundert Schritte an die Straße heran. Noch gehörte er dem Stängel. Wenn der ihn beizeiten niedergeschlagen hätte, der Esel. . . . dann. Aber jetzt erlaubte er es ihm nicht mehr, und er mußte gehorchen. . . .

Zur Rechten bog der Wald in weitgeschwungenem Halbkreis nach hinten bis zum Gange aus, bot Raum für die Felder der beiden Höfe. Eben wie ein Tisch lagen sie da. Wenn erst ein Wille sie bestellen hieß. . . .

Lange stand der Bauer und sog das Bild in sich hinein. Dann schloß er mit einem Ruck die Augen und ging nach dem Dorfe.

2.

„Recht lang machen sie's, recht lang! Scheint ja eine sehr wichtige Sach' zu sein!“ sagte der Alte, kraute mit der Rechten in seiner weißen Bartkrause und zwinkerte sein Gegenüber an.

„Was meinst, Flaucher?“

Der, ein hagerer Ding mit einer feuerroten Narbe über dem linken Auge, legte die Vinkle auf den Wirtshausstisch, nahm die Holzspieße aus dem Munde und hielt die Pfeifenspiße knapp vor die Zähne.

„Na ja!“ . . . er sog einigemal. . . . „ich werd' Euch was sagen. . . . Ich hab's vom Lehrer, und der hat's aus den Kirchenbüchern rausgesehen. . . . Die zwei Höf' vor'm Wald haben einmal zusammengehört. Ein Hof war's und Herr war das Waldsaffener Kloster. Das ist schon lange her, natürlich, und Waldsaffener war damals ein Männerkloster. So war's, sagt der Lehrer.“

Er griff nach dem Bierglas, schnellte den Dedel mit dem Daumen zurück, hielt das Glas einen Augenblick gegen das Licht und trank.

„Na, was denn?“

„Die G'schicht ist doch net schon aus?“

„Er muß immer seine Dummheiten machen, der Flaucher!“

„Nur langsam! . . . Regnet's auf uns? . . . Könntest Dein Maul zumachen, Viertel! Ein Schweinermes fliegt Dir net hinein.“

Der Viertelbauer klopfte unter dem Gelächter der anderen seinen Brotladen zu. In den Hosentaschen machte er Käufte. Sagen aber tat er nichts.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Garten des Laubenkolonisten.

M a t.

Es war am letzten Sonntag. Eine unbezähmbare Sehnsucht nach frischer, freier Luft, nach Frühlingssgrün, schneieiger Baumbüte und goldener Freiheit hatte mich erfaßt, es zog mich mit Gewalt hinaus in die neu erwachte Natur. Die Baumbüte in Werber war das Ziel meiner Wünsche. Ich pukte mein Rad, um ihm entgegenzusteuern, da traf mich das Geschid wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel in Gestalt einer Rospostarte, die mir der Postbote unter verschämtem Lächeln überreichte. Sie war von zarter Hand, von der Hand der Frau Prieckle. Sie schrieb: „Lieber Herr M., wir erwarten Sie heute unbedingt in unserer Laube. Kommen Sie sofort! Für Kaffee und Kuchen ist gesorgt. Ihre Rosine Prieckle.“ Da

stand es also schwarz auf weiß und guter Rat war teuer. „Lebe wohl, mein schönes Berber,“ dachte ich, denn hier war eine Absage ausgeschossen, ein Wunsch der Frau Prieckle ist Befehl, die schönste Ausrede würde sie mir nicht glauben, ja nicht einmal die reine Wahrheit. So gab ich dem gefügigen Kade eine Richtung von Westen nach dem Norden und radelte hinaus nach dem „nassen Dreieck“.

Wenn auch die Straßen in den Laubenstädten noch keine Namen, die Lauben noch keine Nummern haben, ich wußte sicher, daß ich Prieckles Laube finden würde. Hatte er mir doch gesagt, daß er auf langer Stange einen Starlasten befestigt habe, der mir als Wahrzeichen dienen sollte, und war er doch mein Gartenschüler, der seine Parzelle nach meinen Angaben bepflanzt und eingerichtet hatte, so daß ich glaubte, sie unter tausend anderen herausfinden zu können. Und ich fand sie heraus. Oben auf der Höhe des „nassen Dreiecks“ lag sie, es sproßte dort und grünte, während die anderen, tiefer gelegenen Laubengärten noch im Wasser stekten, dessen Verschwinden die unglücklichen Kolonisten tatenlos abwarten mußten. Prieckle wäre aber auch leicht zu erfragen gewesen; er ist, wie er mir sagte, durch meine Berichte in der ganzen Kolonie bekannt geworden „wie ein bunter Hund“; jeder grüßt ihn, jeder staunt seine Parzelle an, und er findet sich mit Würde in diese Rolle. Uebrigens hat mir Prieckle ausdrücklich gestattet, alles, was ich mit ihm über Gärtnerei rede, an dieser Stelle auszusplaudern, nur mit dem, was seine Frau sagt, soll ich vorsichtig sein; sie spricht viel, wenn der Tag lang ist, meinte er, und die Tage fangen nun tatsächlich an, recht lang zu werden.

Prieckles standen am Gartenzaun, als ich angeradelt kam, er, seine Frau und die sechs Töchter, immer eine schöner und blühender als die andere. Kaum war ich abgesprungen, so begrüßten sie mich mit solch stürmischer Gewalt, daß ich mich mit beiden Händen am Zaun festhalten mußte und beinahe mit diesem zugleich umgefallen wäre. Die Töchter waren vor der Hand die einzigen Blumen Prieckles und ich wollte schon darüber nachdenken, wie sich etwa Frau Rosina Prieckle als meine Schwiegermutter ausnehmen würde, da schob sie mich auch schon mit unwiderstehlicher Gewalt auf die Parzelle. Jetzt konnte ich sehen, daß hier unbedingte Ordnung und Sauberkeit herrschte, bis in das kleinste war alles so ausgeführt, wie ich es Herrn Prieckle erklärt hatte. Die Laube stand in der Mitte der Parzelle, ein gerader Weg, in je 2 Meter Abstand markiert durch den Boden 5 Zentimeter hoch überragende Holzpfähle führte zu ihr. Vor der Laube teilte sich der Weg gabelförmig, um diese herumführend und hinter ihr wieder in einem Weg zusammenlaufend, der die zweite Hälfte der Parzelle zerlegte. So waren zwei Quartiere vor und zwei Quartiere hinter der Laube gebildet worden. Eines der vor der Laube belegenen Quartiere, das Prieckle stark mit Straßenschlid gedüngt hatte, war noch leer, es sollte mit Kohl und Salat bepflanzt sowie mit Gurken und Kürbissen besät werden. Das hatte mir Freund Prieckle anvertraut und ich suchte sein Vertrauen zu rechtfertigen, indem ich aus meinem Ueberfluß die notwendigen Seehlinge und Samen mitgebracht hatte. Auf dem nur wenig gedüngten zweiten Quartier vor der Laube hatte Prieckle Aussaaten von Karotten, Radieschen, Mairrettigen, Petersilienwurzeln, sowie Küchenkräutern gemacht und noch Raum für Bohnen gelassen, die ich mit ihm legen wollte. Die Erbsen, obwohl 10 Zentimeter tief in den Boden gelegt, waren bereits ebenso hoch über denselben emporgewachsen, die Radieschen mußten in acht Tagen gut sein, alles übrige keimte, mit Ausnahme der Karotten. Ich sagte Prieckle, daß diese bei mir auch noch nicht keimen, daß es aber bald losgehe und daß seine Frau bereits gegen den zwanzigsten Mai da, wo die Saat zu dicht aufgegangen, die ersten Wurzeln ausziehen und trotz ihrer gelben Farbe als „Suppengrün“ verwenden könne. Von den beiden Quartieren hinter der Laube war eins zur größeren Hälfte mit der schönen Frühkartoffel Perle von Erfurt belegt. Der Rest sollte noch mit Erbsen bestellt werden. Frau Prieckle will während des ganzen Sommers stets grüne Erbsen haben, weil sie viel besser als die Konjervenerbsen schmecken. Ich mußte ihr natürlich, wie immer, recht geben und meinte, daß ihr Wunsch erfüllt werde, wenn sie bis zum Juli alle vierzehn Tage zwei Reihen einer frühen Sorte, der „Burgbaum“, „frühesten Mai“ oder „Wunder von Amerika“ lege. Diese frühesten Sorten entwickeln sich sehr schnell, bleiben niedrig und brauchen deshalb nicht gestengelt zu werden; letzteres ist sehr angenehm, da es in der Laubenkolonie an Wirtzreißern zum Stengeln fehlt. Das vierte und letzte Quartier hatte Prieckle geteilt; auf dem hinteren Teil fand ich den überflüssigen, mit etwas Kalk durchmischten Straßenschlid zu kegelförmigem Haufen aufgeschichtet und daneben den Anfang eines aus den Gartenabfällen gebildeten Komposthaufens, auf dem vorderen Teil die Anpflanzung der mehrjährigen staudenartigen Küchengewächse. Ich sah, daß noch Rhabarber fehlt und meinte, der müsse im Herbst gepflanzt werden. Dagegen sträubten sich aber Prieckles allesamt. Frau Prieckle hatte einmal Rhabarberpillen schlucken müssen und davon ein furchtbares Kollern im Leib bekommen, daher die Abneigung. Ich erklärte Prieckles, daß die Pillen aus den Wurzeln des Rhabarbers gemacht werden, daß aber der Genuß der Blattstiele, die jetzt ein feines, an Stachelbeeren erinnerndes Kompost liefern, keine ungewünschte Nebenwirkung zur Folge habe. Herr Prieckle hatte aber auch für die Wurzel Verständnis, als ich ihm sagte, daß ein drei Zentimeter langes Stück derselben, in reinen Kornbranntwein gelegt,

demselben ein eigenartiges Aroma gebe und ihn magenstärkend mache. „Das will ich mir aber merken“, sagte er.

Da hinten bei den letzten Quartieren lag auch die wunde Stelle des Prieckleschen Laubenlandes. Dort hinten grenzt es an Ledland, auf welchem alles Unkraut wuchert. Der Wind trägt einen Teil der Unkrautsämereien zu ihm hinüber, sie fühlen sich bei ihm, namentlich auf seinem Kompostplatz wohl und keimen. Brennnesseln wuchern da, über welche sich ein anderer gestreut hätte. Bei den Versuchen, sie zu vertilgen, haben sich Prieckles alle miteinander die Hände tüchtig verbrannt, und sie waren darum nicht wenig erschaut, als ich mit fester Hand in das Gezücht hineingriff. „Herr Prieckle,“ sagte ich, „der bekannte Spruch: ‚Greif niemals in ein Wespennest‘, sollte lauten: ‚Greif niemals in ein Nesselnest, doch wenn du greiffst, so greife fest.‘ Von einem Wespennest lasse auch ich die Finger, das vernichte ich am Abend mit einem auf eine Stange aufgepflanzten und angezündeten Strohbüschel, den ich darunter halte, aber in die Nesseln greife ich fest mit beiden Händen. Bevor wir sie aber herauszuschneiden, schneiden wir erst mit der Schere die feinen Spitzen, Ihre Frau haßt sie auf einem Brett und dann werden sie mit Essig, Öl, Pfeffer und Salz zu einem delikaten Salat bereitet, an welchem sich keiner vor uns den Mund verbrennt.“

Frau Prieckle führte mich nun in ihre eigentliche Domäne, die Laube. Hier war alles, wie man zu sagen pflegt, geschneigelt und gebügelt, die Wände mit hübschen Bildern besetzt, Tisch, Bänke und Fußboden spiegelblank und das kleine Fensterchen mit einer weißen Gardine verhängt. Nur der lustige Vorbau der Laube machte Frau Prieckle Sorge, er war noch schl. Ich gab den Rat, an jeden Pfosten drei Feuerbohnen oder einige Bindensamen zu legen, im Juni sei dann alles mit Blättern und Blüten überzogen. „Bis Ende Juni dauert es aber,“ Frau Prieckle, denn so schnell wie zu Zeiten des unglückseligen Propheten Jonas, der am Morgen einen Kürbiskern legte und am Mittag schon im Schatten der fertigen Kürbistaube schlummerte, gehts heute nicht mehr.“ Das sah Frau Prieckle ein und sie erklärte mir beschämt, sie habe sich schon eine sogenannte Blühsamenmischung bei einer mit amerikanischer Kesseln arbeitenden Erfurter Firma, die alle Preise auf genau 19, 23, 47 oder 99 Pfennig abrundet, bestellen wollen. Herr Prieckle hat für seine Frau einmal von dort eine Zimmerlampe für 93 Pf. bezogen, die schließlich mit Verpackung, Porto, Nachnahmegebühr und Postgeld auf 31½ Mark zu stehen kam und dabei, wie die Beschenkte meinte, weniger wie eine Lampe, sondern mehr wie eine gerupfte Henne ausgesehen habe.

Wir hatten uns kaum auf die Bank gesetzt, so kam Besuch, Herr Meier aus Rüdorf, der beim Bau der Laube geholfen hatte, und die vornehme alte Tante Köschel aus Französisch-Buchholz bei Ranton, sie hatte gehört, daß ich als junger Gärtner lange im Ausland war und wollte in ihrer französischen Muttersprache mit mir reden. Da aber Frau Prieckle mit Wiftrauen unsere Unterhaltung beobachtete, und da die Tante ein Französisch quasselte, das gar nicht zu übersehen war, so konnte der kleine Zwischenfall rasch als überwunden betrachtet werden. Inzwischen war der Kaffee fertig geworden, die Töchter hatten ihn draußen auf einem von Rauersteinen umstellten offenen Feuer gebraut, er duftete verführerisch, und Frau Prieckle gab ihre in Schmalz braungebratenen Pfannkuchen dazu, welchen wir, Meier allen voran, tüchtig zusprachen. Die Unterhaltung kam dabei ins Stoden, zumal auch die ausgeschlüpften Stare oben im Kasten derart herumumorten, daß man sogar innen in der Laube sein eigenes Wort nicht mehr verstand. Ich meinte, daß sie nun bald herausgeholt und aufgepöppelt werden müßten, und Meier schlug Frau Prieckle vor, mit ihnen in der Invalidenstrasse einen Vogelladen aufzumachen, wovon sie aber nichts wissen wollte, weil es dort schon genug Vogelläden gibt.

Es war vier Uhr geworden, als man die Kaffeetafel aufhob; und nun wollte Herr Prieckle Taten von mir sehen. Meinen mit Hunderten von Obstbäumen bepflanzten Garten hatte er ja gesehen, ich sollte ihm nun noch durch praktische Arbeit beweisen, daß ich kein Akademiker bin, denn gegen diese hatte er, der Selbstzieher, eine gewisse Abneigung. Na, ich lieferte ihm den Beweis. Garke, Pflanzschuur und Pflanzholz wurden hervorgeholt, ich teilte auf dem noch leeren gutgedüngten Quartier 130 Zentimeter breite Beete ab, Meier, der auf sehr „großem Fuße“ lebt, mußte mit seinen Tatsachen die Trennungsweg abtreten, dann überharrte ich die Beete und maß auf jedem Beet drei Reihen ab, die wir markierten, indem sich Prieckle mit dem einen Ende der Schuur in der Hand an die eine Schmalseite des Beetes setzte, ich mit dem anderen Ende an die andere Schmalseite und nun zogen wir so lange mit der Schuur stramm hin und her über das Beet, bis die Pflanzreihen sichtbar in dasselbe eingeschnitten waren. Jetzt holte ich die mitgebrachten Pflanzlinge und pflanzte den Kohl in 75 Zentimeter Abstand. Zwischen je zwei Kohlpflanzen kamen zwei Kohlrabipflanzlinge als Zwischenkultur, die schon abgeerntet sind, bevor die Hauptpflanzen den Raum beanspruchen. Durch die Mitte der Gurken- und Kürbisbeete wurde eine 8 Zentimeter tiefe Rinne gezogen, da hinein legte ich die Gurkenkerne auf je 25 Zentimeter Abstand, die Kürbiskerne auf je 50 Zentimeter Abstand und zwar immer zwei Kerne zusammen, der Sicherheit halber, wie ich Prieckle sagte, denn wo alle zwei zusammen aufgehen, wird später das schwächste Pflänzchen entfernt. Den übrigen Raum der Beete bepflanzte ich mit Kopfsalat, der auch abgeerntet ist, bevor Gurken und Kürbisse den Raum beanspruchen. So muß man auf kleinem Raum den Boden aus, erläuterte ich Prieckle, und zieht im Sommer alles Gemüse selbst, auch wenn man sechs Töchter hat. Die Töchter hatten inzwischen ab-

wechselnd fleißig gepumpt, und so konnte ich nun das Gepflanzte, in jeder Hand eine 15 Liter Wasser fassende Kanne haltend, gründlich angießen. Als dies getan war, legte ich die Buschbohnen, aber nicht in Büscheln, wie es sonst geschieht, denn das ist unschlagemäßig, sondern einzeln in Reihen, jede Bohne 8 Zentimeter tief und 15 Zentimeter von der anderen entfernt.

Nun war die Arbeit getan, ich konnte gehen. Der Abschied war rührend, man schüttelte mir die Hände, daß sie blau und rot wurden. Ich lud Brietke mit allen Töchtern, Meier und Tante Köschel für Ende Mai zu einer Erdbeerbowle nach meinem Garten ein. Das war ihnen allen recht, und die Töchter wünschten sich schönes Wetter, weil sie ihre weißen Blusen anziehen wollen. —

Max Hessdörffer.

Kleines feuilleton.

Theater.

Kleines Theater. Tragödie der Liebe. 4 Akte. Von Gunnar Heiberg. Deutsch von Gustav Morgenstern. — Die seltsame Dichtung dieses auf deutschen Bühnen kaum je gespielten norwegischen Dramatikers wurde im Kleinen Theater mit einer Art respektvollen Staunens aufgenommen. Man hatte den Eindruck, daß eine ausgeprägte Individualität hier eigene Wege suche, und hatte guten Willen, ihr zu folgen, aber die Pfade verloren sich im Nebel. Die Auflösung der dramatischen Form in eine Reihe aphoristischer Szenenkomplexe — nicht einmal von „Akten“ kann man eigentlich sprechen — erwies sich nicht als Befreiung von Schranken, die für die schöpferische Fülle der poetischen Idee zu enge gewesen wären, sondern als adäquater Ausdruck einer Phantasie, der die konkrete, die einzelnen Impressionen zur Einheit eines Ganzen zusammenfassende Gestaltungskraft verfaßt ist. „Tragödie der Liebe“ nennt Heiberg sein Werk; also hat er, sollte man glauben, den Ablauf eines Lebensschicksales, in dem ein typisches, ein allgemeines Verhängnis der Liebe Leidenschaft sich offenbart, vorführen wollen. Jedoch das Typische bleibt abstrakt schemenhaft im ersten Teile und verschwindet in den Schemen des zweiten. Nicht die „Liebe“, die eigensinnige Monomanie eines entarteten, und in dieser Entartung zufälligen Triebes ist es, an der Kären zugrunde geht. Die Hymnen, die der bagierende Dichter Hartwig Gadeln, der Mittelsmann und Ratonneur des Autors, an ihrem Veichnam anstimmt, als ob in ihr ein mit wunderbarer Tiefe des Gefühls begabtes, aus Tausenden ausgewähltes Wesen vernichtet sei, treiben die Verwirrung des Verworrenen auf die Spitze.

In der Sennhütte, in der der Forstmann Erling Kruse und Kären ihre Vermählung feiern, ist Gadeln, ein in der Nacht verirrt Wanderer, dem jungen Paar zuerst entgegengetreten. Das Glück der beiden reizte den Neid des Einsamen. Wie eine böse Fee ihr Angebinde in die Wiege eines Neugeborenen legt, gibt er der neuen Ehe seine trübe Lebensweisheit mit auf den Weg; die Liebe sei ein Kampf um die Oberherrschafft; je mehr der eine liebe, um so mehr schwinde die Liebe des anderen, nie stehe die Wage der Neigung gleich, und stets verliere, wer am wärmsten fühle. Kären, die erst so kalte und überlegene, dann zu verzehrender Leidenschaft erwachende, erlebt aber im Grunde bei Heiberg gar nicht die Tragik dieses Loses, sie glaubt nur, daß sie sie erlebe. Ihre Schmerzen, für die wir Anteilnahme empfinden sollen, fließen aus den Nerven, nicht der Seele. Die Einsamkeit, die sie beklagt, ist eingebildet, und Erling behält vor dem Zuschauer durchaus Recht, wenn er von seiner Liebe behauptet, sie habe nur die Form gewechselt, aus dem Rauhe sei ein Höheres, ein unauflöslich fest und sicher bindendes Gefühl in ihm erwachsen. Und je weniger diese seine Beteuerungen im Stück nach bloßer Phrase klingen, um so wurzelloser, untragischer erscheinen die Leiden Kärens. Kein wahrhaft notwendiger Konflikt, nur ihre fixe Idee, das Unmögliche möglich, den welt- und menschenvergessenden Sinnentaumel zum permanenten Zustande zu machen, steht dahinter. Der zweite Akt, ein Momentbild aus der Hochzeitsreise, malt das Aufsteigen der ersten schwarzen Wolken am Traumm Himmel der jungen Frau. Im dritten Bilde, zwei Jahre später, gewinnt die Schwärmerin die Züge einer Strindbergischen Manade. Daß er ihre wilden Gluten nicht mehr teilen könne, daß er Gebanken denke, die etwas anderes, als sie allein zum Gegenstande haben, wirft sie dem Gatten vor. Sie sagt das Neueste; schon manchmal habe sie in dunkler Nacht die Finger gekrümmt, um ihn, den sie sich doch entweichen fühle, zu erwürgen. Keine Wallung des Jornes locht in Erling auf. Jedes Wort bezugt, wie herzlich gut er's meint, wie er der Kranken helfen möchte, doch sie ist blind und taub dafür. Selene Fehdmer und ihr Partner Lettinger waren hier ganz ausgezeichnet; wenn er auch nicht naturalistisch überzeugte, ging doch von diesem Auftritt, so wie sie ihn spielten, eine unmittelbare, starke Wirkung aus. Der Ausgang aber — Kären benützt den enthusiastisch in sie verliebten Dichter, um Erling Wunden der Eifersucht zu schlagen, ersticht sich, und der Poet ruft in Ekstase, „ist es nicht schöner, daß die Liebe tötet, als daß sie stirbt!“ — konnte, unklar und gekünstelt in Idee und Aufbau, nicht anders als verstimmen.

Sehr fein in Maske, Haltung und Organ gab Abel den zer-

lumpfen Dichterphantasten. Der Beifall, kein allzu starker freilich, rief den Autor mehrmals vor die Rampe. — dt.

Musik.

In unserer Zeit läuft, namentlich auf literarischem und künstlerischem Gebiete, mehr der Produzent dem Konsumenten, als der Konsument dem Produzenten nach. Dadurch wird es immer schwerer möglich, irgendwelche Arten künstlerischer Werke recht charaktervoll typisch herauszuarbeiten. Was man heute Operette nennt, wird immer mehr eine gedrängte Ueberflucht über alle die Arten von Kunst und Geschäft, die sich auf einer Bühne entfalten lassen. In der unten zu besprechenden Operette gibt es am Ende des zweiten Aktes einen Tanz zweier Personen, dessen Musik, unterstützt durch eine interessante Mimik, zuerst einen ganz netten Eindruck macht. Dann nimmt die Zwischenaktmusik vor dem dritten Akt dieselbe Weise wieder auf. Soweit kann das Stückchen immer noch gefallen. Das Publikum jöhlt und trampelt so lange, bis der Zwischenakt wiederholt wird. Schon ist die Musik verblasst. Wiederum Getrampel und Gejohle, und nochmalige Wiederholung! Nun ist auch für den, dem die Weise anfangs gut gefiel, das Ende seiner Tragfähigkeit gekommen.

Das war unser Hauptindruck von der Operette „Die lustige Witwe“, die vorgestern (Dienstag) für Berlin zum erstenmal aufgeführt wurde. Das Textbuch ist von zwei bekannten Kompagnie-Arbeitern, die Musik von Franz Lehár. Wir kennen diesen Komponisten von ähnlichen Stücken her; es waren dies: „Die Zuzehrat“, „Der Klavierstimmer“ (Wiener Frauen) und „Der Kastellbinder“. Diesmal macht es der Produzent noch konsumentiger, als wir es sonst gewöhnt sind. Mit einer sogenannten affenartigen Behendigkeit klettert er hinauf in irgendwelche Höhen der seriösen Oper („Bilja-Vieb“ zu Beginn des zweiten Aktes) und springt dann urdrollig hinab in die Poffensfüßen, daß es nur so nach allen Seiten quatscht und spritzt („Marchseptett“ usw.). Dabei gibt es natürlich sehr viel Geschicklichkeit, z. B. in der Vereinigung von Sologefängen mit Chören und in verschiedenen Tanzformen. Ein Haupteffekt ist „montenegrinisches“ Milieu. In der Pariser Gesandtschaft des Königreiches Montenegro taucht eine junge Witwe mit 20 Millionen auf und soll sich nicht außer Landes verheiraten, da sonst der Staatsbankrott droht. Zum Glück liebt sie ohnehin denjenigen Gesandtschaftssekretär, der ihr im Namen des Vaterlandes aufgeheht wird.

Vorgeführt wurde uns die anderswo anscheinend bereits sehr erfolgreiche Novität durch das Gesamt-Gastspiel des Neuen Operetten-Theaters aus Hamburg (Direktor Max Monti), das also vom 1. Mai an für Berlin eine „Sommer-Operette“ bedeutet. Das uns bisher unbekannte Personal machte im ganzen einen sehr guten Eindruck, zumal durch beachtenswerte Gesangskräfte. Vor allem fielen zwei Tenore auf, einer von mehr heller Färbung, dessen Spiel allerdings nicht sehr reichhaltig ist: Albert Kuhnert, und einer von mehr dunkler Stimmfärbung, der auch noch sehr markig spielt: Gustav Mahner. Unter den Sängern zeichnete sich die Trägerin der Titelrolle, Marie Ottmann, besonders aus; andere nicht viel weniger. Lokal: Berliner Theater. — sz.

Humoristisches.

— Anzüglich. Junger Mehrgerechülfe: „Mit mir sind in der letzten Zeit auch manche Veränderungen vor sich gegangen.“

Bekannter: „Ja, ja, vor nicht allzulanger Zeit warst Du noch solch ein unschuldiger Jüngling, heute machst Du schon Wurst.“

Poesie und Prosa. Dame (seufzend): „Ach Gott, nur einmal blüht im Jahr der Mai!“

Herr Wamperl: „Aber dafür gibt es das ganze Jahr Märzenbier.“ —

(„Meggendorfer-Blätter“.)

Notizen.

— Im vergangenen Jahre sind in Deutschland 28 886 Bücher usw. erschienen. —

— Der Schriftsteller Wilhelm Rath wurde für das Düsseldorf Schauspielhaus als Weirat verpflichtet. —

— Der Münchener Schriftsteller P. Braur will im kommenden Winter in Berlin „moderne Puppenspiele“ auf-führen. —

— Dem Berliner Bildhauer August Kraus wurden auf der diesjährigen römischen Kunstausstellung die Zinsen (10 500 Mark) der Müller-Stiftung für die Bronze „Voccia-Spieler“ zugesprochen. Das Kunstwerk fällt der Berliner Nationalgalerie zu. —

— Die österreichische Regierung beabsichtigt die Herausgabe eines Mappenwerkes von Künstler-Originalradierungen aus Dalmatien, Bosnien und der Herzegovina. —

— In dem Ostseeküstenstädtchen Neustadt in Holstein ist Mitte April Vesuviasche niedergegangen. Die Entfernung beträgt 1500 Kilometer. —